Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1930)
Heft: 7

Artikel: Julie Bondeli
Autor: Haller, Lilli
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-760144

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Julie Bondeli [1])

von Lilli Haller

Der Name Julie Bondeli war vor Jahren an der Berner Universität zum ersten Male in mein Ohr gefallen, blieb haften und wartete. Später fand ich, in einem alten Buche blätternd, den Schattenriß der berühmten Frau, den Lavater im April des Jahres 1777 hocherfreut in seiner Mappe von Neuenburg nach Zürich getragen. Es war der inhaltvolle Umriß einer Schwerkranken, in jeder Hinsicht häßlich, von regelmäßiger und malerischer Häßlichkeit, und Lavater war dringend gebeten worden, ihn unter keinen Umständen den Bildnissen seiner *Physiognomik* einzureihen. Wieder ein paar Jahre später stand ich in Neuenburg vor einem bisher unbekannten Pastell Juliens, das dazu angetan schien, meiner über ihre äußere Erscheinung ins Leere schweifenden Einbildungskraft eine festere Form zu verleihen: aus dem Goldrahmen blickte lächelnd, plaudernd, ein Antlitz von sanfter Klarheit, leichtgehoben der Mund, voll Geist und Leben die dunklen Augen. Ich stieg in dem stillen, vornehmen Hause die Treppe empor. Es war das Haus, in dem Julie Bondeli die letzten Jahre ihres Lebens, nachdem sie Bern verlassen, verbracht und wo sie gestorben war; es hatte damals der Generalin Sandoz, ihrer holländischen Freundin, gehört. Oben an der Treppe, einen Korridor abschließend, lag ein mittelgroßes Gemach. Es war so belassen worden, wie der gute Zeitgeschmack seiner Bewohner es ausgestattet. In der Mitte stand ein Himmelbett mit traubenrotem Behang, die Tapete war hell, mit Silberadern durchzogen, die Fenster dem Osten zugewandt. Mein nachdenkliches Sinnen redete mir ein, dies müsse der Raum sein, von welchem Julie in einem Briefe an ihren Freund Leonhard Usteri erzählt, die halbe Stadt gehe da aus und ein, denn sie sei leidend und seit Monaten nicht auf die Straße gekommen. Und er wandelte sich in meiner Seele in ihr schweigendes Sterbezimmer, das die Grausamkeit ihrer Hustenkrämpfe gehört, das die Gebärden ihrer ermatteten Hände gesehn, in dem der letzte Hauch ihrer sterbenden Stimme gezittert, eine Frühvollendete, die schmerz-

---

[1]) Vorwort zu der im Verlag Huber & Cie., Frauenfeld, erscheinenden Übertragung der Briefe Julie Bondelis, besorgt von Lilli Haller.

geleitet, auch schmerzenvoll aus ihrer körperlichen Hülle in die Ewigkeit hinaustrat. Von dieser Stunde blieb ihre Gestalt an meiner Seite. –

Wer ist Julie Bondeli, was hat diese Frau in ihrem Leben gewirkt, wie hat sie gelebt, was gedacht, wie gelitten? Wie sie lebte, davon weiß man wenig, wie sie dachte, darüber mehr. Sie schrieb eine philosophisch ästhetische Studie über den moralischen Takt und den Beobachtungsgeist, die zu ihrem Schreck veröffentlicht wurde. Sie schrieb Briefe, die der Nachwelt zugänglich sind, und sicher noch viele Briefe, die unzugänglich in Schatullen und Archiven ruhen, gewiß auch im Schloß Coppet, dem späteren Besitztum ihrer einstigen Freundin, Madame Necker, das mir leider verschlossen blieb. Die Briefe sind das literarische Testament Juliens an die Nachwelt. Ihre größte Kraft, die sie reich verschwendete, lag im Gespräch, in der Unterhaltung. Ohne viel Kunst wurde sie zum Mittelpunkt eines Kreises, verstand es, diesen Kreis zu beleben und in die Atmosphäre ihres eigenen geistigen Daseins emporzuheben. Sie stand in Beziehung zu den hervorragendsten Männern und Frauen ihrer Zeit, und keine Erscheinung auf dem Gebiet des Wissens zog an ihrem Auge vorbei, ohne von ihrem Blick aufgefangen, von ihrer umfassenden Bildung gewürdigt und beurteilt zu werden. Wieland legte ihr in Bern persönlich, später aus der Entfernung seine Arbeiten vor und wartete gespannt auf ihre Äußerungen des Lobes und des Tadels. Geßner sandte ihr seine Idyllen, Bodmer seine Dramen, Leonhard Usteri seine Betrachtungen über das Zürcherische Schulwesen, auch ab und zu eine seiner Predigten; Lavater bat sie um ihre wertvolle Mitarbeit bei seinen physiognomischen Studien, und Johann Georg Zimmermann beehrte sie mit seinen medizinischen Fachschriften. Zu ihren Besuchern und Freunden zählten Fellenberg, Wilhelmi, Stapfer, Tschiffely, auch Sinner von Ballaigues, Leuchsenring. Rousseau besuchte sie in Neuenburg, Winckelmann ließ ihr durch Usteri die Beschreibung seines Apoll vom Vatikan überreichen, und Sophie La Roche, die berühmte Schriftstellerin, legte Juliens Briefe, mit einem Seidenband gebunden, auf ihren Schreibtisch, damit der klare und kräftige Geist der Bernerin sich ihren Manuskriptblättern in geheimnisvollem Walten mitteile.

Ich habe mich jahrelang um sie gemüht, um sie geworben. Sie selbst gibt wenig Aufschluß über sich, ist sehr sparsam über ihre Person; die Diskretion, mit der sie ihr privates Leben hütet, wird durch ihre tiefe Abneigung gegen jede Klage seelenstark verhüllt. Persönliche Ereignisse erzählt sie uns nicht, es sei denn, daß der stolze Drang

nach Rechtfertigung irgendwelcher Art sie zur Weitschweifigkeit nötige, hinter welcher sich immer eine gewisse Erregtheit birgt. Erst als ich die Briefe Julie Bondelis zu übersetzen begann, ihr die Worte von den plaudernden Lippen pflückte, sie wägend und prüfend meiner Muttersprache anvertraute, vernahm ich hinter diesen Worten auch den Klang einer lichten und seelenvollen Stimme, sah den wechselnden Schimmer auf einer blassen Stirn, die Bewegung schöner Hände, und die Gestalt trat allmählich, beredt und sprühend, aus dem Schatten der Vergangenheit ins Dämmerlicht der Gegenwart und meiner besseren Erkenntnis.

Julie Bondeli hat in ihren Briefen Urteile über Erscheinungen ihrer Zeit, Werke und Menschen abgegeben, die von einer Unabhängigkeit des Geistes zeugen, die sie nur mit den bedeutendsten Männern ihres Jahrhunderts teilt. Ihre Sprache ist, obwohl französisch, doch immer eingebettet auf den breiten Unterton des deutschen Gedankens, sie ist klar und biegsam, von stolzer Knappheit, die Linien ihres Stils schlank und anmutig, und Ironie, der Selbstbeobachtung feinste Blüte, ist zusammen mit schalkhafter Zärtlichkeit zwischen die Zeilen gestreut. Vom sichersten Geschmack ist Wort und Wesen geleitet, nirgends eine Spur von Gefühlsschwäche, eine ins Leere steigende Gefühlsseligkeit, wohin das achtzehnte Jahrhundert sich nur zu gerne verlor, bei aller Reinheit der Begeisterung stets die höchste Reife des Urteils. Gemüt und Scharfsinn, diese scheinbaren Gegensätze, sind ihr beide in hohem Maße eigen; in ihrer philosophischen Anlage lagen auch die Heilkräfte verborgen, die ihren Geist immer wieder über die Trübe des verschwiegenen Krankenzimmers hinaushob. Selten gibt es Briefe von Frauenhand von solch unmittelbarem und stetsgegenwärtigem Genuß am ganz allgemeinen und umfassenden geistigen Interesse, das sicher und rasch in den Bereich der Betrachtung und des Urteils hineinbezogen wird.

Einige bekannt gewordenen Briefe Julie Bondelis sind zu ihrer Zeit hochgeachtet und berühmt gewesen. Nach ihrem Tode veranlaßt Wieland Sophie La Roche, eine Anzahl davon aus ihrem Schreibtisch herauszugeben; sie erscheinen, allerdings nur bruchstückweise, im *Gothaer Merkur* und erregen das höchste Aufsehen. Dank Leuchsenrings Wanderschatulle haben einige der Briefe auch unter Goethes allgegenwärtigen Augen gelegen; sein Urteil darüber sprach er im 13. Buch von *Dichtung und Wahrheit* aus. Er wußte, daß zu den hervorragenden Männern, die sich Julie genaht, vorübergehend auch Rousseau zu zählen war. Die vortreffliche und umfassende Kritik, die sie der

soeben erschienenen *Nouvelle Héloïse* angedeihen ließ, hatte Rousseau eines Tages von einem Spaziergang zurückkehrend auf seinem Tische vorgefunden, von Heß aus Zürich zugesandt. Diese Kritik war allerdings dazu angetan, ihn in Erstaunen zu setzen: so schrieb man in Bern? Rousseau besaß für Bern dank der üppigen und ihm feindlichen Machtgestalt Hallers keine besondere Sympathie, aber er hatte auch nicht vermutet, daß der schweren Ackerscholle der bernischen Landschaft ein Geist entsprossen sein könne, der über so reiche Kenntnisse mit soviel Scharfsinn und souveräner Anmut gebot. Den Duft der bernischen Ackererde trägt auch Julie in ihrem braunen Haar. Der Landsitz ihres Vaters, des einstigen Landvogts von Echallens und Burgdorf, befand sich in nächster Nähe der Stadt, in Köniz. Felder, Äcker, sanft ansteigende Hügel und die rauschende Tiefe naher Wälder bildeten seine Umgebung. Über die Dorfwege schritt eine stolze, strenge Bauersame, es fühlte sich ein methodisch behäbiger Geist, gelenkt durch den Hang zu Haften, Haben und Besitz, und eine dunkle, ruhig tragende Erde lag da ausgebreitet, geschaffen, die Bundeslade der Regierung hinter dem schweren Vorhang der Geschichte zu bergen. Das Besitztum der Bondeli in Köniz war nicht groß, war beschattet von Lindenbäumen, besaß seine Buchshecken, seinen Teich und seine Blumen, und im Innern herrschten die guten Gepflogenheiten eines feinen Geschmacks, der die Besitzer jene ruhige Sicherheit und zwanglose Leichtigkeit lehrte, mit der sie sich in den Räumen bewegten. Es war die heitere und liebenswürdige Gesellschaft des herrschenden Adels, zu einer Zeit, wo der Schritt der Französischen Revolution schon in den Tiefen des Jahrhunderts dröhnte, wo in nächster Nähe, in Ferney, einer ihrer Rufer, Voltaire, sein machtvoll launisches Wort feige hinter der Anonymität barg und dem kranken Nebenbuhler des Ruhms, dem heroischprahlenden Rousseau im Traverstal, die Sünde des Ärgernisses, das in die Welt kommen muß und doch mit dem Weh des Fluches behangen ist, allein zu tragen überließ.

Julie Bondeli lebte in Bern und Neuenburg, von 1731–1778. In Bern scharmützelten Sittenmandate, geschahen politische Morde, scharte man sich, unruhig geworden, zu flüchtigen Streifzügen auf politisch noch unbegangenen Feldwegen. In der Schweiz war von jeher der Standort des Einzelnen von geringem Umfang. Es ist der geographische Platzmangel, zusammen mit dem Expansionsbedürfnis eines aktiven und kraftvollen Volkes, die sich in dessen Sinn und Geist befehden. Seine Schutzkreise sichert sich der Einzelne dadurch, daß er

scharfe Gesellschaftskritik übt, die sich bei reifen und pädagogisch veranlagten Naturen milde und angenehm in erzieherische Wirksamkeit auslöst. In dem kleinen Freistaate von damals, in welchem Geschmack, viel Gelehrsamkeit und eine zur Selbstgenügsamkeit gezwungene, philiströse Beschaulichkeit herrschten, waren es hauptsächlich die Ärzte, die sich als Führer ihrer Zeit, auch literarisch hervortaten, ein Tissot in Lausanne, Tronchin in Genf, Haller in Bern, Zimmermann in Brugg, auch Hirzel in Zürich und Zellweger in Trogen. Auf dem Gebiete der Literatur versenkte man sich gerne, der Zeit folgend, in beschauliche Gegenstände, vertiefte sich in das idyllische Kleinleben der Natur, zeichnete Schattenrisse, die später der Lavaterschen *Physiognomik* zugute kamen, schrieb viel Briefe, beschäftigte sich auch mit dem Entwerfen literarischer Porträts und ließ sich von den Stich- und Schlagwörtern des Jahrhunderts, Tugend und Philosophie, gerne lächelnd umschmeicheln. Wer nebenbei auch gefühlsreich über einem englischen Roman trauerte, gehörte zu den Tugendhaften, und zu den Philosophen wurde gezählt, wer, seine Erfahrungen zusammenfassend, auch über sie hinaus ganz allgemein zu sprechen verstand.

Es geschah nicht von ungefähr, daß die zwei führenden Geister des Jahrhunderts, Voltaire und Rousseau, sich in der Schweiz aufhielten. Und es gab des Interessanten wahrlich genug in der Nähe dieser beiden Männer, um den in den geistigen Zirkeln der Schweiz rasch erlahmenden Gesprächsstoff nicht ausgehen zu lassen. Voltaire hielt in Ferney Hof und ließ, Genfs puritanischer Strenge zum Trotz, auf seiner eignen Bühne durch Schauspieler, wie der berühmte Lekain, seine Tragödien aufführen. Als genialer Journalist schleuderte er Wort und Schrift sorglos rasch der Welt entgegen, empörte und begeisterte abwechselnd, machte sich abwechselnd lächerlich und verehrt und log sich, der mächtige Fürst des Geistes und großer irdischer Güter, sobald seine Person zu stark kompromittiert schien, mit Vehemenz heraus. In mitternächtlicher, schlafloser Stunde diktierte er seinem Sekretär das gegen Rousseau gerichtete anonyme Pamphlet *Sentiments des Citoyens*, das dazu geeignet war, den geächteten Mann im Traverstal noch tiefer herabzuwürdigen. Darin schleuderte er als Erster Rousseau öffentlich entgegen, er habe seine fünf Kinder vor der Schwelle des Findelhauses niederlegen lassen und erschütterte mit dieser furchtbaren Anklage noch völlig den schmalen Grund des Vertrauens, das der berühmte Unglückliche in den Herzen der Bewohner von Motiers-Travers genoß. In der Kirche von Ferney, die er auf seine Kosten hatte erbauen lassen,

erlaubte er sich, öffentlich Skandal zu machen, um dann zum Abendmahl zu schreiten, damit die kleine Welt um ihn herum ihn nicht für einen allzugroßen Ketzer halte. Auch Rousseau, der katholische Protestant, empfing in der kleinen Kirche von Motiers-Travers aus der Hand seines späteren Gegners Pfarrer Montmollin, das Abendmahl. Aber er empfing das Sakrament nicht bloß um der Öffentlichkeit etwas glaubhaft zu machen, sondern er empfing es mit kindlich reinem Herzen, auch um der Stärkung willen, die das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer unsichtbaren Gemeinde verleiht.

Sobald man im Traverstal Rousseau den Besuchern zugänglich wußte, begannen die Pilgerfahrten des Gefühls aus allen Gauen der Schweiz. Unter den Verehrern Rousseaus, Männern und Frauen, ist Julie Bondeli eine der Wenigen, die, obwohl mit Begeisterung, dennoch mit Maß und der vollkommenen Würde eines sichern Geschmacks, sich ihm nahen. Nur dem ersten an ihn gerichteten Brief, dem einzigen, der erwähnt wird, traut sie nicht ganz, weil er ihr zu zärtlich erscheint, wo sie doch nur hatte geistreich schreiben wollen, und sie läßt ihre Freundin Marianne Fels das Geschriebene kontrollieren. Auch sie erliegt unwillkürlich dem geheimnisvollen Zauber, der von Rousseau ausgeht; sorgsam verfolgt sie mit Geist und Herz jede Regung des berühmten Unglücklichen, und nie gibt es in Köniz oder Bern einen freudiger erregten Tag, als wenn einer ihrer Freunde, Fellenberg, Tscharner, Usteri oder Kirchberger, aus dem Traverstal zurückgekehrt, ihr im Salon, wo noch andere Gäste und Uneingeweihte sitzen, leise und mit geheimnisvollem Tuscheln Grüße oder auch ein bißchen feierlichen Klatsch von dem illustren Einsiedler übermitteln.

Der Briefwechsel mit Johann Georg Zimmermann setzt ein kurz nachdem Wieland Julie Bondeli verlassen. Wieland hatte sich Juliens Verlobter genannt und war ohne Abschied von ihr gegangen. Bald darauf erkrankte Julie ernstlich, und Zimmermann, der damals schon als Arzt und Schriftsteller mit Auszeichnung Genannte, wurde beigezogen. Das wenige Persönliche, das wir über ihr Leben wissen, verdanken wir dem Arzt, der, um seine Diagnose stellen zu können, von der Patientin selbst die nötige Auskunft verlangt. Erst später, nachdem die beiden seit einiger Zeit in Briefwechsel gestanden, meldet sich Zimmermann persönlich bei der berühmten jungen Dame. Julie will ihm in mutwilliger Laune eine tiefe Verbeugung auf Armeslänge machen, aber ein Blick in sein Antlitz genügt, um in dem Eintretenden den Freund zu erkennen. Er ist ein stattlicher, hochgewachsener Mann

in gepuderter, englischer Perücke mit sorgsam gefälteltem Spitzenjabot. Seine Stirn ist prächtig und geistvoll, die Heftigkeit des Blickes gemildert durch erwägendes Aufmerken; er ist tief belehrt über Menschen und Dinge durch die geheimen Erfahrungen seiner hypochondrischen Sensibilität, und weder Stimme, noch Gebärde verraten den Dämon des Zorns, der in der Tiefe seines Gemüts herrenlos grollt. – An die erste Begegnung der Beiden schließt sich ein lebhafter Briefwechsel, der sich bis zur Abreise Zimmermanns nach Hannover fortsetzt, nach längerem Intervall mit einem zärtlich rufenden Zwischensatz wieder einsetzt, um dann im August 1775 plötzlich gänzlich abzubrechen. Der schmerzlich bewegte Ton der letzten Briefe Juliens an ihn ließen mich aufhorchen. Was war beim Zusammentreffen der beiden alten Freunde in Lausanne geschehen? Um mir Klarheit zu schaffen, auf welches Ereignis sich diese beiden Briefe stützen mochten, habe ich den Briefwechsel durchblättert, der Zimmermann mit seinem herzlichsten und geduldreichsten Freunde, mit Lavater, verband. Und Wehmut ergriff mich da über die Wandelbarkeit des menschlichen Gefühls, die Flüchtigkeit all unserer Neigungen. Ich sah, wie unter der launischen Feder Zimmermanns das Bild Juliens sich langsam wandelte, wie die ungebärdige Natur des einstigen Freundes sich an diesem Bilde maß und vergriff, bevor es allmählich verblaßte und in die Tiefe seines Vergessens sank. Wie alle gemütstiefen Naturen erliegt auch Julie dem Wunsche, in die große Wandelbarkeit des Gefühls einzugreifen, durch Zärtlichkeit sucht sie festzuhalten, was längst diesem Wandel verfallen, und breitet dabei beide Hände über das zögernde und ungläubige Herz. Sie gehörte mit zu der Gemeinde jener feinen und naiven Frauen, die es mit der Idee einer Freundschaft ernst nehmen, die ein einmal dargebotenes Gefühl wie einen Ring betrachten, den sie nicht ohne Schauder von der Hand des Freundes zurückzufordern wagen.

Ich möchte mit Absicht nicht die Porträts der beiden Freunde und Korrespondenten Johann Georg Zimmermann und Julie Bondeli einander gegenüberhängen und mit moralischer Bewertung gegeneinander abwägen. Aber ich möchte auch nicht mit leisem Finger die Blätter des Briefwechsels Zimmermann-Lavater wenden, ohne dort, wo schmerzliches Staunen mich ergriff, ein Lesezeichen einzulegen. Zimmermann, dem pathologischen Grenztypus, auf den in der Tiefe seines Wesens tausend Gefahren lauerten, der den Dämon in sich durch den Rausch der Ehrsucht beschwichtigte, ihm war es nicht ver-

gönnt, Kraft und Idee seines Daseins der Obhut einer regelnden und heilsamen Vernunft unterzuordnen; er brauchte die großen Reserven der Gesundheit, die ihm von der Natur als Gegengewicht auch beigegeben waren, ohne Schonung, ohne Weisheit und in zunehmender Verbitterung nimmersatt auf. In seinen zurückgelassenen Papieren fanden sich tiefe Nachdenklichkeiten des Arztes über ein bestimmtes seelisches Regime, das allein der Wirkung des Moralischen auf das Physische gewidmet ist, eine Hygiene für Intellektuelle. Von einem solchen Regime hatte ihm Julie schon zu Anfang ihres Briefwechsels gesprochen und ihn ernsthaft und tröstend auf diesen wunderwirkenden Quell hingewiesen. Aber wo es ihm nicht gelang, sein eigener Arzt zu werden, gelang es ihr, weil ihre Seele sich trotz vieler Leiden stets im reinsten Gleichgewicht zu erhalten vermochte. Ihr gelang es, das sichere Gefühl liebender Gerechtigkeit für ihre nahe und ferne Welt – und das Gerechtigkeitsgefühl ist immer ein Beweis von Gleichgewicht – zum Gesetz ihres Daseins zu machen, nicht nur zu erforschen, sondern auch auf sich anzuwenden, und so ihr Leben in den Sternenglanz der Schönheit und Güte zu tauchen.

Zimmermann hatte bereits sieben Jahre in Hannover als königlicher Leibmedikus gewirkt und sein Name als Arzt und Schriftsteller füllte den Norden Europas mit wachsendem Ruhme. Seine Gattin war ihm durch den Tod entrissen worden, Frau von Döring, eine Dame der besten Gesellschaft, war ihm eine kluge und liebevolle Freundin und Beraterin. Nun reist er mit vierspännigem Reisewagen in die Schweiz, um seine Ferien zu verbringen. Seine vielgescholtene Vaterstadt Brugg rüstet zu großem Empfang, schickt dem berühmten Sohne Berittene entgegen, stellt den Weibel vor das Stadttor und feuert, sobald sich der Wagen auf der Landstraße erblicken läßt, Kanonenschüsse ab. Ein mächtiges Festessen soll dem Gaste geboten werden. Von Brugg begibt sich Zimmermann alsbald, das Festessen verschmähend, nach Zürich, um seinen Herzensfreund Lavater zu besuchen. Aber er kann zu seinem Unglück nur anderthalb Tage verweilen, weil sein großer Gönner, Haller in Bern, so meldet man ihm, auf den Tod erkrankt sei und seinen Besuch wünscht. Und nun wandelt sich die Triumphreise des Gefeierten in eine Odyssee aller Ärgernisse. Haller denkt gar nicht ans Sterben; es gelingt Zimmermann, den «Klotz», wie er ihn nennt, mit einem einfachen Mittel wieder herzustellen. Die Reise geht weiter nach Lausanne, zu seinem Freunde Tissot, dem berühmten Arzt, bei dem die einzige Tochter Zimmermanns in Pension ist. Un-

glücklicherweise trifft ihn schon vor den Stadttoren die Kunde, auch Tissot sei am Sterben, eine Kunde, die sich auch nicht bewahrheitet. Im Hause des Gastfreundes aber ist nicht gut sein. Zimmermann hat, so behauptet er, kein Zimmer für sich, keinen Tisch, um darauf zu schreiben, und außerdem sind im Hause nebst dem Freunde, dessen Antlitz und Gestalt er unschön ärgerlich bewertet, noch dessen Frau und Bruder, beide, seiner Schilderung nach, ein Gemisch von Schafköpfigkeit, Geiz und Narrheit. In der übelsten Laune überschlägt er die 1500 Taler, die ihn die Reise gekostet, sagt, die Gesellschaft von Lausanne reize ihn zum Erbrechen durch ihre Leidenschaft zu Spiel und Habsucht und außerdem bestaune man ihn wie einen Orangutang. Dazu regnete es in diesem August des Jahres 1775 ohne Unterlaß und man konnte sich nicht ins Freie wagen. In diese Seelenverfassung des ungebärdigen Mannes von schlechten innern Sitten fällt nun das Wiedersehen mit Julie Bondeli. Sie war, die Kranke, von Neuenburg nach Lausanne gereist, hatte sich den Mühsalen einer für sie beschwerlichen Reise unterworfen, um den Freund zu begrüßen. Die Begegnung muß unerquicklich ausgefallen sein. Julie wird dies auch sofort bewußt, der wahre Grund der Verstimmung Zimmermanns jedoch bleibt ihr verborgen. Sie hält aber, wie Frauen dies oft tun, mit aller Zähigkeit an der Illusion fest, holt aus dem Schatze ihres Herzens die lieblichsten Worte hervor, und, verfangen in die früheren Verheißungen eines unabänderlichen Gefühls, wiederholt sie diese, unsicher und schmerzlich verworren, bis zur Monotonie, zu einer Stunde, wo die Freundschaft Zimmermanns sich längst gewandelt hatte. Bald darauf verläßt Zimmermann Lausanne und gelangt erst im freundlichen Hause Stapfers in Bern zu einer brüsken Aufhellung seiner Stimmung.

Wieder nach Hannover zurückgekehrt, schreibt er an Lavater in Zürich: er habe Julie Bondeli himmelweit von dem gefunden, was sie früher gewesen; sie scheine ihm entsetzlich weitschweifig, habe gar keine Sanftmut für sein Herz, etwas äußerst Repulsives und gar keinen Schatten von Attraktion. Und, infiziert durch seine physiognomischen Studien, fügt er bei, ihre Physiognomie sei für ihn ein Problem, die Augen zwar äußerst geistreich, aber da wo bei einer Person von Genie nach den Grundsätzen der Physiognomik die Stirne scharf und hervorstehend sein sollte, sei die ihre scharf und zurückgebogen. Etwas später ersucht er, Lavater, dessen eifriger Mitarbeiter er war, er möchte sich doch das Schattenbild des größten weiblichen Genies der Schweiz verschaffen, denn schließlich sei es Zweck des begonnenen Werkes, mit

den vorzüglichsten Physiognomien bekannt zu machen. Er gebe ihm für eine Silhouette Julie Bondelis tausend Segen. Da macht sich Lavater gehorsam auf nach Neuenburg. Schon früher hatte er Julie gebeten, ihm bei der *Physiognomik* mitzuhelfen, und da sie ihm (Brief an Usteri) ihre Mitarbeit versagt, so bittet er sie als die allein Berufene, ihm wenigstens gegen « alle erdenkliche Gefälligkeit » einige Teile davon ins Französische zu übertragen, was sie auch verspricht. Nun findet er die Kranke durch ihr Leiden sehr entstellt, sie sträubt sich heftig gegen die Zumutung, einen Schattenriß von ihr zu zeichnen, der nur all das offenbaren werde, was sie nicht sei und der vor allem nur häßlich werden könne, von dummer, malerischer und regelmäßiger Häßlichkeit. Schließlich gibt sie aber dem Drängen nach, und bald darauf wandert unter den Kupfern auch das Bildnis Juliens zur Beurteilung von Zürich nach Hannover. Und Zimmermann äußert sich dazu: die Silhouette sei ihm ebenso unausstehlich, wie das Original im August 1775 in Lausanne. Die verfluchte Ziererei und Künstelei, und die vermaledeite Verschwendung von Witz, Genie, Philosophie und Diktion bei jedem Dreck sei ihm immer noch im Sinn: das unangenehme Hexengesicht, der gänzliche Mangel an Simplizität und der Mangel an großer Weltmanier (Simplizität mit Grazie vermischt) hätten ihm die Bondeli unausstehlich gemacht. Was zum Teufel bedeute auch diese Stirn? (Eine kleine Zeichnung lag bei.) Und dann fügte er hinzu: « Noch muß ich im größten Vertrauen hinzusetzen: Ich erhielt in Lausanne schriftlich Beweise, daß ich ihr gar nicht mißfiel. »

So hat sich Zimmermann die letzten Briefe Juliens gedeutet. Nur so. Ein Glück, hat sie diese seine Worte nicht gekannt. Es sind Worte dunkler Herkunft, schonungslos, von eitler Grausamkeit, und es ist erstaunlich, daß es dem erfahrenen Auge des Arztes entgehen konnte, wie tief das Antlitz seiner einstigen Freundin schon damals vom Tode gezeichnet war. Julie Bondeli starb am 8. August des Jahres 1778 in Neuenburg. Am Morgen ihres Todes trat noch einmal der Arzt ins Zimmer. Die Pflegerin sagte ihm leise, die Kranke habe während der Nacht furchtbar gelitten. Juliens feinhöriges Ohr vernahm die Worte und verbesserte sie, mit dem letzten Aufwand ihrer sterbenden Stimme: « Ach, meine Liebe, man nennt einige vorübergehende Schmerzen nicht furchtbar. » Eine halbe Stunde später schied sie aus dem Reiche der Lebenden.

Aus dem Schatze ihrer Erfahrung und ihres umfassenden Wissens hat Julie Bondeli Menschen, Werke und Leben gemessen und in-

einander verwoben. Und wenn sie zum Schlusse offenbarend gesteht: Wir leben vom Wahren, nicht vom Schönen – so war ihr der verborgenste Sinn aller Erkenntnis aufgegangen, hatte sich ihr ästhetisches Weltbild zum ethischen umgeformt. Unter den schwersten physischen Bedingungen hat sie das Ideal ihrer eigenen menschlichen Vervollkommnung hochgehalten. Der innere Gehalt Juliens ist Anfang und Ende ihrer menschlichen Erscheinung und ihrer Kunst, ihre Briefe so und nicht anders zu schreiben. Manches, was sie uns mitteilt, mag unsre Zeit heute nicht mehr mit demselben Interesse berühren wie damals, vieles ist veraltet und durch die Kritik überholt, aber die Anschauung ihrer Zeit und die Frische, mit der sie sie uns vermittelt, bleibt für uns eine Anregung, in der der geheimnisvolle Vorgang einer Epoche, deren Natur und Geist sich spiegeln und aus dem Vergangenen zu uns sprechen.